

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 1

Artikel: Vom Klötzlikeller und andern bernischen Kellerwirtschaften
Autor: Braun, O.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-633530>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Kellerwirtschaft. Nach einer Zeichnung von H. v. Arx (1802—1858), Ex. des Klötzlikeller.

Das änderte den Entschluß. Noch einmal sprangen sie in die Schlitten — eine Viertelstunde später waren sie auf gebahntem Weg, um gegen acht Uhr in Island Harbor zu halten.

Sie stellten eine beginnende Epidemie fest und konnten sofort Gegenmaßnahmen ergreifen. Die durch Lux ersparten vierundzwanzig Stunden hatten viele Leben gerettet.

Sie arbeiteten angestrengt die halbe Nacht, für die Hunde hatte man Sorge getragen. Ehe der Arzt sich endlich zur Ruhe begab, trat er noch einmal hinaus, um nach dem Wetter zu sehen. Als er auf die Schwelle trat, rief sich etwas weich an seinen Beinen — in der Helle, die aus der offenen Türe fiel, blickte er geradeaus in Lux' Augen.

Sie fragten: „Bist du nun zufrieden mit mir?“

Da bückte er sich, schlang seine Arme um den Hals des Hundes und liebte ihn. — Dann gingen beide schlafen.

Vom Klötzlikeller und andern bernischen Kellerwirtschaften.

Von O. Braun.

Alles Alte ist einmal neu gewesen und alles Neue wird einmal alt. Das Neue wird wieder durch das Neuere verdrängt und je mehr Neuere und Neuestes entsteht, desto weiter rückt das Ältere ins Dunkel ...

Als ich vor ein paar Wochen mit einem Freunde beim Abendtrunk im Klötzlikeller saß, mußte ich unwillkürlich der obigen Worte gedenken, mit denen Dr. Ed. Plazhoff-Dejeune seine im Büchlein „Lebenskunst“ behandelte Studie über „Das Neue und das Alte“ eingeleitet hat.

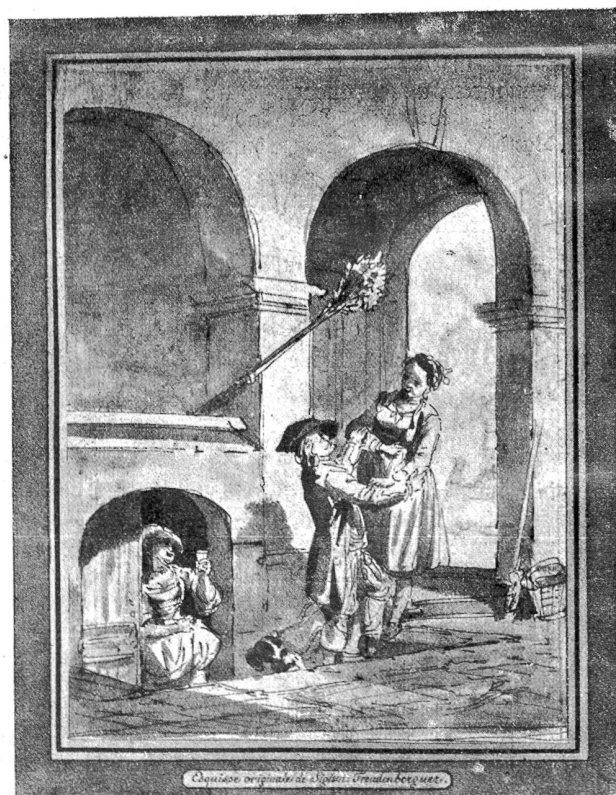
Das Ältere rückt ins Dunkel

So ist es auch mit den ehemaligen zahlreichen Kellerwirtschaften gegangen, sie sind, wie so viele historische Bauten, Denkmäler, Erinnerungsstätten usw. ins Dunkel gerückt, der Zerstörung, der Vergessenheit anheimgefallen.

Wie ich aus der im „Neuen Berner Taschenbuch“, Jahrgang 1910, erschienenen Abhandlung von Dr. Ad. Lehner: „Etwas von den bernischen Kellerwirtschaften“ entnommen habe, betrug die Zahl der bernischen Kellerwirtschaften im 18. Jahrhundert nicht weniger als 200, die im Grunde nichts anderes als sogenannte Eigengewächswirtschaften waren. Der sehr einträgliche Weinhandel, das ein-

zige Gewerbe, das in den oberen Kreisen nicht als entwürdigend galt, war den regimentsfähigen Geschlechtern vorbehalten, die in der Waadt, am Bielersee und im Murgau viele Reben besaßen und für deren Vertrieb sie in ihren Kellern sogenannte Zapfenwirte anstellten. Fremde Weine durften ohne besondere Erlaubnis (Patent geheißen) nicht ins Land und fremd nannte man alle Weine, die außer Ihrer Gnaden Land gewachsen waren, wobei indessen Neuenburg und Neuenstadt, als im Burgrecht stehend, ausgenommen wurden. Die überflüssigen, an die Tavernen und Weinschenken zu Stadt und Land nicht verkauften Weine wurden an die Kellerwirtschaften abgegeben. Dabei soll es oft vorgekommen sein, daß eine Patriziertochter den Weinauschanf persönlich besorgte, was aber mit der Zeit als nicht standesgemäß verboten ward, worauf allgemein „Kellermägde“ angestellt wurden.

Die große Zahl der alten Weinschenken, so berichtet uns Lehner, erklärt sich daraus, daß es neben ihnen nur etwa 6 Gasthöfe (Tavernen oder Herbergen) und doppelt so viel Gesellschaftsstuben gab. Für das übrige Volk, zumal das Landvolk, waren nun eben die oben erwähnten Keller da, wo stets reger Besuch herrschte und es dabei oft lebhaft zuging, was sich aus den damaligen Zeitverhältnissen heraus erklären läßt. In Jahren, da, wie z. B. 1631 und 1632, die Kornpreise bedeutend niedriger standen als vorher und nachher und da auch der Wein sehr billig war, konnte die Obrigkeit sogar in den Fall kommen, durch Sitten-



Stellt vielleicht den Bibliothekskeller an der Kesslergasse dar. Originalskizze von Sigm. Freudenberger (1745—1801).

mandate einzuschreiten. So steht in einem dieser Mandate u. a. geschrieben: „In dieser wohlfeilen Zeit habe der Bettelstand nur noch zugenommen, bei den meisten dieser

Leute sei das Almoſen übel angewendet und man müſſe mit Bedauern ſehen, daß ſie es den Kellerhäuſen und Wvnhüſeren zubringen, in welchen nit ohne Ergernuß teglich ſitzen und niſten vil unnütze Huſhalter, liederliche Bölz und volle Tropfen, ſo dasjenige, welches zu ihr und der Ihrigen Unterhalt dienen ſollte, durch den Hals hinrichten und ein ſölich epicureiſch, viechiſch und grüwlich Weſen und Leben üben und trieben, als wenn ſie kein Erkantnuß Gottes hetten und mit verhengtem Zaum der Höllen zufahren wellten.“

Wie Lechner ſchreibt, ſuchte das Polizei-Reglement über Wirtshäuſer und Pintenſchenke vom 17. und 21. September 1804 die Zahl der Wirtſchaften einzukränken. Um 1848 gab es in Bern noch ungefähr 80 Kellerwirtſchaften, von 1906 bis 1907 figurieren laut dem Adreßbuch noch ihrer 10.

Daß in dieſen Kellerwirtſchaften oft ganz eigenartige Zuſtände herrſchten, geht auch aus einem am 20. September 1852 erſchienenen Regulativ für die Stadt hervor, wo u. a. geſagt wird, daß das Mobiliar in den Trinklokalen ſich lediglich auf das Bedürfnis der Wirtſchaft beſchränken und keinerlei Arten von Bettſtellen enthalten ſolle. Dieſe Kellerwirtſchaften wurden in Liedern aus jener Zeit ſehr oft als „Die Apotheke im Keller“ bezeichnet, aus der man Tränklein gegen alle Krankheiten und Leiden beziehen könne.

Von den zahlreichen frühern Kellerwirtſchaften ſind uns leider nur mehr wenige bekannt. In den Fußnoten zum Gedicht eines trinkluſtigen Kumpans „Die Heilkraft der Medizin in den unterirdiſchen Apotheken“ werden von Lechner nachfolgende Kellerwirtſchaften erwähnt:

Keller im Hauſe des Altſedelmeyſters von Muralt, Junferngaffe Nr. 63, auch Chardonne-Keller genannt. Es ſoll übrigens noch zwei andere Muralt-Keller an der Junferngaffe gegeben haben.

Keller des Louis Guignard, Rüfermeiſter und Wein- händler von Voins (Waadt), an der Kramgaffe Nr. 46.

Keller des Jean Davoignes, Spitalgaffe Nr. 34, ſpäter Speiſewirtſchaft.

Keller des Daniel Platel, Kramgaffe Nr. 61.

Keller des Jakob Burkhart, Weinhändler, Gerechtig- keitſgaffe Nr. 15, ſpäter Speiſewirtſchaft.

Kellerwirtſchaft „Zum hintern Bärenhöfli“, die ſich an Stelle der heutigen Kantonalbank befand und die 1866 abgebrochen wurde.

Keller des Niklaus König, Mezgergaffe Nr. 27.

In Rudolf von Tavel's berndeutiſcher Novelle „Jä gäll, ſo geit's!“ iſt ebenfalls von einem Keller an der Mezger- gaffe die Rede, die in frühern Zeiten ſich keines beſonders guten Rufes erfreute. Wie bekannt, ſoll dort auch das berühmte Schaaltier ſein Unweſen getrieben haben. Es hieß, wer es ſehe, der falle gleich hin und müſſe ſterben.

Eine in der erwähnten Abhandlung reproduzierte, aus dem Kunſtmuſeum in Bern ſtammende Zeichnung ſtellt eine Szene vor einem Weinkeller, „Die Keller Schryheten“, dar, der ſich an Stelle des heutigen Café zum „Zytglogge“ be- funden haben ſoll. (In dieſer Zeichnung wird die da- malige Volkſitte dargeſtellt, daß Bauernburſchen ihren Mäd- chen die Schürze löſten, um ſie zum Abſtieg in den Wein- keller zu veranlaſſen.)

Zu einem andern, ebenfalls aus dem berniſchen Kunſt- muſeum ſtammenden Bild, bemerkt Lechner, daß es ſich hier vielleicht um den Bibliothekſeller an der Kehlergaffe handeln könnte.

Im weitem wird ein Keller erwähnt, der ſich im längſt abgebrochenen Inſelkornhaus, Edhaus Amthausgaffe Schatt- ſeite, Parlamentsplatz befand.



Szene vor einem Weinkeller an der Stelle des heutigen Café zum Zytglogge, aus dem Beginn des 19. Jahrhunderts.

Auch der große Kornhauskeller wird hier aufgeführt (zwiſchen 1711—1716 erbaut), der damals, wie das Inſel- kornhaus, zu den obrigkeitlichen Gebäuden, wo die Vorräte des im Land gewachſenen Weines aufbewahrt wurden, gehörte.

In den 60—70er Jahren, da der Kornhauskeller auch als Kellerwirtſchaft diente, ſoll dort einmal eine böſe Schlä- gerei ſtattgefunden haben, die mit der Verhaftung von vielen blutig geſchlagenen Zechern durch den damaligen Landjägerhauptmann v. Wattenwyl einen wenig rühmlichen Abſchluß fand.

Außer dieſen von Lechner angeführten Kellern wäre auch der ſogenannte Sadträgerkeller zu nennen, der ſich an Stelle des heutigen Restaurants „Zum Anker“, Korn- hausplatz, befand. Die Tatſache, daß dort neben allerhand zweifelhaften Elementen auch die Gilde der Kohlenträger verkehrte, dürfte dem Keller den etwas abſchreckenden Namen gegeben haben. Wilde Schnapsgelage waren hier an der Tages-, resp. Nachtordnung.

In dem bereits erwähnten Hauſe Nr. 46 an der Kram- gaffe befand ſich vor mehreren Jahren auch eine Herrn Charles Fontanellaz gehörende Kellerwirtſchaft, die den Be- wohnern der untern Stadt ſicherlich noch in guter Er- innerung ſein wird.

Ein anderer Keller, der Grimmkeller, war vor Zeiten an der Junferngaffe in Betrieb.

Ein weiterer Keller, dem Weinhändler Widmer ge- hörend, befand ſich zuoberſt an der Kramgaffe, Schattſeite.

Ferner ſei hier auch des ehemaligen ſogenannten Belle- truche-Kellers des Herrn v. May an der Junferngaffe Nr. 41 gedacht, der ebenfalls in der vorſtehend angeführten Geſchichte von Rudolf v. Tavel erwähnt iſt und wo es u. a. heißt: „... Ordeli ſchpäter iſch der Röbi für e gſchloffe, will ne vo der Herrſchaft niemer gſtört het. Wo ds Züſeli vom Märli heichunt, ſchreit dā Kärli i der Chuchi, liegt übere Schüttſchete hne und ſchüttet ſech mit dem Gāzzi Waſſer über e Chopf abe. „Was Tüüners mueß jh das gā?“ ſeit's und lachet uf de Schtodzänd. „Rüt apartigs“, meint der Röbi, „i ha nume chly Gringweh, i gloub, ds Wätter well ändere.“ — „Ja warum nid gar, das hei ſi dir dānk im Belletruche-Chäller agā.“ ...“

Zu den Kellerwirtschaften der untern Stadt aus frühern Zeiten gehört auch der Mohrenteller, fälschlicherweise oft Möhrenteller genannt, der sich in dem damals Herrn Max Howald, Kirchmeier, gehörenden Hause Nr. 10 an der Kramgasse befand und der zu den meist besuchtesten Weinfellern der Stadt gezählt werden darf. Das anschließende Haus Nr. 12 ist Eigentum der Zunftgesellschaft „Zum Mohren“, woher der obgenannte Keller seinen Namen erhalten hat. Der Verfasser dieser Plauderei ist in seinen Jünglingsjahren dann und wann in den Mohrenteller hinuntergestiegen, in dem die Mutter eines seiner Jugendkameraden während vielen Jahren, von 1874 bis 1898, als Wirtin schaltete und stets wie ein liebes Hausmütterchen für das Wohl der Gäste besorgt war. Der Mohrenteller war für reelle, gute Weine, auch für eine vorzügliche Küche bekannt, die von den Gästen, speziell auch von den Marktfrauen und Mezbudenbesitzern, zur Zeit da auch an der Kramgasse noch die Messe abgehalten wurde, gebührende Beachtung fand. Am Altjahrsabend wurde dort jeweilen ein festlicher Schmaus abgehalten, wobei eine ungezwungene Freude und Gemütlichkeit herrschte. Auch im Mohrenteller wurde viel in Musik gemacht, frohe Gesänge erklangen im Verein mit den trauten, heimeligen Klängen einer Zither oder Gitarre. Viele treue Stammgäste fanden sich dort unten zusammen, worunter auch verschiedene stadtbekannte Originale waren. Die frohe Gilde der Stenographen war hier reichlich vertreten. Ob sie, diese Jünger der Kurrentschrift, in Sachen Weingenuß eine ebenso geläufige Handschrift besaßen, wollen wir hier nicht näher untersuchen.

Nach dem Jahre 1898 ging der Keller an Herrn Bütikofer, Besitzer des „Emmenthalerhof“, über, später an einen gewissen Morgenthaler, um dann schließlich als Kellermagazin der Möbelhandlung Pfluger Verwendung zu finden.

Zu den bekanntesten Weinfellern gehörte wohl auch der vor wenig Jahren eingegangene Wurtemberg-Keller im Hause Nr. 2 am Theaterplatz, in früheren Zeiten als Hinterer Gerber-Keller bekannt. Der Besitzer, Weinhandler Wurtemberg, war eine stadtbekannte Persönlichkeit, den man während vielen Jahren, im hohen Alter noch, frühmorgens in Begleitung eines Dieners, auf leichtem Gefährt durch die Straßen der Stadt in scharfem Trab fahren sah. Jeden Morgen, um 9 Uhr ungefähr, galoppierte dann auch Herr Architekt Probst auf seinem Gaul zum allgemeinen Gaudium der Bundesbeamten die damals noch unbelebte Bundesgasse herauf.

(Schluß folgt.)

Treue.

Von Björnsterne Björnson.

In der ebenen Gegend meiner Heimat wohnte ein Ehepaar mit sechs Söhnen; es mühte sich auf einem großen, aber verwahrlosten Hofe getreulich ab, bis ein Unglücksfall dem Manne das Leben raubte und die Frau mit dem schwer zu bestellenden Gute und den sechs Kindern wieder allein dasaß. Sie verlor nicht den Mut, sondern führte die beiden ältesten Söhne an den Sarg und ließ sie dort über der Leiche des Vaters ihr geloben, für ihre Geschwister zu sorgen und ihr, der Mutter, beizustehen, soweit Gott ihnen Kräfte gebe. Das gelobten sie und taten es, bis der jüngste der Söhne konfirmiert war. Dann glaubten sie sich ihres Gelübdes entledigt, der Älteste heiratete die Witwe eines Hofbesizers und der Nächstälteste kurz darauf ihre wohlhabende Schwester.

Die vier übriggebliebenen Brüder sollten nun das Ganze leiten, nachdem sie bisher selbst unaufhörlich geleitet worden waren. Sie fühlten keinen sonderlichen Mut dazu;

von Kindheit an waren sie gewohnt, zusammenzuhalten, zwei und zwei, oder auch wohl alle vier, und taten es nun umso mehr, da sie beieinander Hilfe suchen mußten.

Niemand sprach eine Ansicht aus, ehe er die der übrigen zu kennen glaubte, ja im Grunde verstanden sie auch ihre eigene nicht, ehe sie sich nicht gegenseitig angeblickt hatten. Ohne daß sie sich darüber verabredet hätten, war es doch zwischen ihnen ein stillschweigendes Uebereinkommen, sich nicht zu trennen, solange die Mutter lebte. Diese selbst wollte es indessen etwas anders haben und es gelang ihr, die beiden verheirateten Söhne auf ihre Seite zu ziehen. Der Hof war bedeutend verbessert worden, er brauchte mehr Menschenkräfte, weshalb die Mutter vorschlug, die beiden Ältesten abzufinden und den Hof zwischen den vieren derart zu teilen, daß je zwei und zwei ihre Anteile zusammen bewirtschafteten. Neben dem alten Hause sollte ein neues aufgeführt werden; da hinein sollte das eine Paar ziehen, während das andere bei ihr bliebe. Aber von dem ausziehenden Paare mußte sich einer verheiraten, denn sie bedürften für die Haus- wie für die Viehwirtschaft der Hilfe, — und die Mutter nannte das Mädchen, das sie zur Schwiegertochter wünschte.

Dagegen hatte niemand etwas; aber jetzt war nur die Frage, welches Paar sollte ausziehen und wer von den Brüdern sollte sich verheiraten? Der Älteste sagte, zum Ausziehen sei er zwar bereit, aber verheiraten würde er sich nie, und jeder von den andern wies diese Zumutung ebenso entschieden zurück.

Da wurden sie mit der Mutter darüber einig, daß sie dem Mädchen selbst die Entscheidung überlassen wollten. Und oben auf der Alm fragte die Mutter dasselbe eines Abends, ob es nicht als Frau in ihr neues Haus einziehen wollte, und das Mädchen wollte es gerne tun. Ja, wenn von den Burschen es denn haben wollte, denn es könnte bekommen, wenn es wollte. Nein, daran hatte es noch nicht gedacht. Dann müßte das Mädchen es jetzt tun, denn es hinge nur von ihm ab. Ei nun, dann könnte es ja der Älteste werden; aber den konnte es nicht bekommen, weil er nicht wollte. — Nun nannte es den Jüngsten. Allein, die Mutter meinte, das sähe so sonderbar aus; „er wäre ja der Jüngste!“ — Nun, dann der Vorjüngste. — „Weshalb denn aber nicht der Nächstälteste?“ — „Freilich, weshalb denn nicht der Nächstälteste?“ erwiderte das Mädchen, denn an ihn hatte es die ganze Zeit lang gedacht und ihn deshalb nicht genannt. Aber die Mutter hatte schon von dem Augenblicke an, daß sich der Älteste zu verheiraten weigerte, geahnt, er müßte befürchten, daß der Nächstälteste und das Mädchen ein Auge aufeinander geworfen hätten. Der Nächstälteste heiratete also das Mädchen und der Älteste zog mit ihm aus. Wie nun der Hof geteilt wurde, bekam kein der Familie Fernstehender zu wissen, denn sie arbeiteten zusammen wie früher und ernteten zusammen ein, bald in die eine, bald in die andere Scheune.

Nach einiger Zeit begann die Mutter schwach zu werden; sie bedurfte Ruhe, folglich Hilfe, und die Söhne kamen überein, ein Mädchen, welches sonst bei ihnen in Arbeit ging, zu mieten. Der Jüngste sollte das Mädchen am nächsten Tage beim Laubsammeln im Walde fragen; er kannte es am besten. Aber der Jüngste mußte an das Mädchen lange im Stillen gedacht haben, denn als er es endlich fragte, tat er es so sonderbar, daß das Mädchen es für einen Heiratsantrag hielt und „Ja“ sagte. Dem Burschen wurde angst, er ging sofort zu seinen Brüdern und sagte ihnen, wie verkehrt es ihm ergangen wäre. Alle vier wurden ernst, und niemand wagte das erste Wort zu sagen. Aber der Vorjüngste sah es dem Jüngsten an, daß er das Mädchen wirklich lieb hatte und daß ihm deshalb so angst geworden war. Er ahnte zugleich sein Los,